



LYNN RAVEN

WINDFIRE



Lynn Raven

WINDFIRE



Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch Januar 2018

© cbj Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Vignetten von Isabelle Hirtz

Umschlaggestaltung: Carolin Liepins, unter Verwendung eines

Motivs von Arcangel /Ebru Sidar

Lektorat: Katja Theiß

TP · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN: 978-3-641-09346-4

V003

www.cbt-buecher.de

WIND



Jetlag war die Hölle.

Dummerweise ließen Langstreckenflüge sich bei seinem Job nun mal nicht vermeiden. Aber wenn man ihn für die nächsten zwei Tage nach so einem Flug nicht einfach nur irgendwo einsargen können sollte, brauchte er direkt nach der Landung einen Kaffee. Einen doppelten. Schwarz und heiß. Oder er musste sofort wieder arbeiten. Egal was. Selbst wenn es nur darum ging, sich mit zickigen Models herumzuschlagen. Pausen? Waren tödlich. – Er hatte trotzdem auf den Kaffee am Flughafen verzichtet und direkt ein Taxi hierher genommen. Im Moment standen eine Dusche und ein Bett auf seinem Plan. In dieser Reihenfolge. Er wollte schlafen. Das war alles.

Jenseits der Leuchtreklamen und der Lichter der Kasinos war der Himmel tiefschwarz. Hitze hing in den Straßen. Irgendwie ... schwerer als sonst. Sogar für diese Jahreszeit. Zumindest kam es ihm so vor. Und das, wo in den letzten Wochen vierzig Grad im Schatten – manchmal sogar mehr – für ihn ›normal‹ gewesen waren.

Der Taxifahrer hatte es geschafft, sich trotz der Uhrzeit in Rekordgeschwindigkeit durch den Verkehr von Las Vegas zu schlängeln. Sogar das letzte Stück auf dem Strip hatte er ... Ein Knall. Übergangslos waren sein

Puls und der Adrenalinpiegel jenseits der Höchstmarke ... Bis sein Verstand wieder einsetzte. *Eine Fehlzündung! Nur eine Fehlzündung. Komm wieder runter, Shane.* Kein einzelner Schuss aus dem Hinterhalt, von irgendeinem Scharfschützen auf einem der Dächer ringsum ... Er trat zurück, als das Taxi sich in Bewegung setzte und der Fahrer die Zufahrt hinab wieder auf den Strip zuhielt. Seine Finger lagen vollkommen verkrampft um den Griff seiner Reisetasche. Er brauchte eine Sekunde, bis er sie wenigstens so weit lösen konnte, dass er sich nicht mehr selbst die Nägel in die Handfläche bohrte. Die schwarze Schnauze eines Bentleys kam direkt vor ihm zum Stehen. Er wich einen weiteren Schritt zurück.

Marie hatte recht gehabt: Es war Zeit für ihn gewesen, den Nahen Osten zu verlassen. Dieses eine Foto ... Erst in ihrem improvisierten Pressezentrum hatte er gesehen, dass er genau in dem Moment abgedrückt hatte, in dem der Schuss Mikael in die Brust getroffen hatte. Dabei war sein eigentliches Motiv ein kleiner Junge gewesen, der mit einem mageren Hundewelpen zwischen dem Schutt einer Bombenexplosion vom Vortag spielte. John hatte in seiner morbiden britischen Art gewitzelt, dass er möglicherweise derselben Kugel den Streifschuss am Arm zu verdanken hatte ... Entschieden drehte er sich um und hielt auf die ausladende Treppe mit den flachen Stufen zu. Okay, ja. Dieses eine Foto hatte ihm ein Stück weit den Rest gegeben. Möglicherweise auch, weil er und Mikael in den letzten Wochen ziemlich eng zusammengearbeitet und gemeinsam in mehr als einer brenzligen Situation gesteckt hatten. Die Fotoreportage über einen Rebellenführer dort war noch das gewesen, was einem netten Kaffeekränzchen am nächsten gekommen war. Wahrscheinlich hatte er deshalb auch nicht besonders heftig protestiert, als Marie vorgeschlagen hatte, er sollte Hamid begleiten, wenn der wieder jemanden aus der Stadt heraus und über die Grenze schmuggelte. Shane zog die Tasche mit seiner Ausrüstung höher auf die Schulter. Er hatte Bilder gemacht, für die andere Leute töten würden – um sie unter ihrem Namen zu veröffentlichen. Oder um zu *verhindern*, dass sie jemals an die Öffentlichkeit kamen.

Sein Flieger nach Hause hatte noch auf der Startbahn gestanden, als er aus den Nachrichten erfahren hatte, dass ihr improvisiertes Pressezentrum bombardiert worden war. Und dass Marie dabei getötet worden war – zusammen mit einigen anderen. *Das* war ein Schock gewesen. Marie war diejenige gewesen, die bei ihrem ersten Zusammentreffen vor knapp drei Jahren bereit gewesen war, über sein Alter hinwegzusehen, und ihn als Fotografen mitgenommen hatte. Und obwohl er inzwischen einen gewissen Ruf hatte, war sie nach wie vor die Einzige, die ihn noch immer ›Kleiner‹ nannte. – Nein, genannt *hatte*. Er würde sich daran gewöhnen müssen, von ihr in der Vergangenheit zu denken.

Ein bisschen schwerfällig stieg er die lang gestreckten Stufen aus weißem Marmor hinauf. Und ignorierte die Blicke, die ihm von einigen der Gäste zugeworfen wurden. Eine Frau in einem Abendkleid aus seidig schimmerndem, dunkelblauem Stoff wich ihm aus. Dass sie den Saum nicht raffte, war auch schon alles. Ja, er passte nur bedingt in das Bild hier. Selbst die Touristen, die sich an ihm vorbeidrängten, um einen Blick ins Innere zu erhaschen – und vielleicht sogar den ein oder anderen Dollar zu verspielen –, waren nicht ganz so ... staubig wie er.

Nur aus dem Augenwinkel nahm er wahr, wie einer der Jungs vom Parkservice auf ihn zuhielt, um ihm anscheinend den Weg abzuschneiden. Einer der Sicherheitsleute, die rechts und links vom Eingang standen, piffte ihn mit einem Zischen und einer scharfen Geste zurück. Timothy. Shane hob in einer Mischung aus Frage und Spott eine Braue. Abgesehen von den unzähligen Fältchen, die um Tims Augen erschienen, verbarg die Kuffija sein Grinsen komplett, während er wie genervt den Kopf schüttelte, bevor er ihm zunickte, zwei Finger gegen sein Ohr hob und offenbar seinem Chef meldete, dass er wieder da war.

Shane erwiderte das Grinsen, legte die freie Hand auf die Brust, deutete eine Verbeugung an, salutierte dann spöttisch zu einer der hinter den verschnörkelten Steinornamenten über dem Eingang gut verborgenen

Überwachungskameras hinauf und betrat durch den Torbogen aus Marmor und Alabaster die riesige Lobby des *Alhambra*. Wüstensand, Palmen, auf der rechten Seite eine Oase, deren ›See‹ von einem kleinen Wasserfall gespeist wurde. Säulen aus rotem und weißem Marmor – zwischen denen hauchfeine, bunte Schleier in einer trägen Brise trieben – trugen die Decke; siebzehn Stockwerke über dem Boden. Orientalische Lampen aus poliertem Kupfer hingen an erschreckend dünnen Ketten von oben herab und sorgten für Licht. Fliesenmosaiken und edle Teppiche auf dem Boden und an den Wänden. Anstelle von Sesseln und Sofas bestand die Lounge aus Kissen und niedrigen Tischchen aus kostbaren Hölzern und Silber. ›Maurisch‹ ausgestaffiertes Hotelpersonal in bauschigen Hosen, hauchdünnen Blusen und Hemden unter aufwendig bestickten, kurzen Westen standen überall und hielten Tablettts mit Obstschalen oder Gläsern mit süßem Tee, die sie den Gästen mit einer kleinen Verbeugung anboten. In dem ein oder anderen weiblichen Bauchnabel konnte man unter dem fast durchsichtigen Stoff einen Edelstein erahnen. Der Geruch von Sandelholz und Gewürzen durchzog die Luft. Steinerne Löwen bewachten den Eingang und die Durchgänge in den hinteren Teil: zu den Restaurants und der Boutiquenstraße, bei der man das Gefühl hatte, in einen Basar geraten zu sein, zu den Pools und Bädern, den persischen Gärten; dem Kasino ... Und obwohl alles hell erleuchtet war, lag ein Schatten von Geheimnis und Verborgenen über der ganzen Szenerie, eine Ahnung, die man nicht benennen konnte ... Das *Alhambra*. Der Palast eines Sultans aus alten Zeiten, mit all seinen Sklaven, Dienern und Wächtern. *Tausend und eine Nacht*, zum Leben erweckt. In absoluter Perfektion. Und dazwischen die Gäste, die in ihrer ›Modernität‹ wie ein Stilbruch wirkten.

Es war kaum zu glauben, dass Nazeem es geschafft hatte, bis zur Eröffnung nichts, aber auch absolut gar nichts hiervon an die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Zumindest nicht mehr, als *er* bewusst hatte durchsickern lassen. Gerade genug, um Las Vegas und den Rest der Welt auf seinen neuen Spielplatz neugierig zu machen. Shane zog den Geldbeutel aus der hinteren Hosentasche

und fischte seine Schlüsselkarte heraus. Die Eigentümer des *Venetian* mussten getobt haben, als sie zum ersten Mal seine Bilder vom Inneren des *Alhambra* gesehen hatten. Vielleicht hatte auch den ein oder anderen der Schlag getroffen.

Hinter einer weiteren Löwenstatue, zwischen deren Vorderpfoten eine Feuerschale ruhte, bog er nach links ab und hielt auf die Aufzüge zum Seitenflügel zu, ohne sich die Mühe zu machen, am Empfang vorbeizugehen. Er würde später dafür Abbitte leisten. Gena, die Chef-Conciierge, runzelte auch prompt die Stirn, als sie ihn bemerkte. Für einen Moment sah es sogar so aus, als würde sie den Gast, mit dem sie gerade sprach, unterbrechen und ihm etwas zurufen wollen, ließ es dann aber doch. Natürlich. Einen solchen Fauxpas würde sie sich niemals erlauben. Es gab ein paar Dinge, die bei Nazeem ein unbedingtes Muss waren, was seine Angestellten betraf. Absolute Professionalität gehörte dazu. Wer ihn beim ersten Gespräch nicht zu hundert Prozent davon überzeugte, wurde erst gar nicht eingestellt. Wer sie irgendwann vermissen ließ, konnte gehen. – Und was auch immer sie von ihm wollte: Es würde Zeit bis morgen haben.

Der kleinste der drei Aufzüge war der einzige, der bis ganz nach oben zu den Penthouse-Suiten und der privaten Dachterrasse mit dem Pool führte. Shane zog die Schlüsselkarte durch den Scanner und drückte auf den UP-Knopf. Die Türen öffneten sich keine zwei Sekunden später nahezu vollkommen lautlos. Spiegel warfen sein Bild zurück. Nicht, dass er nicht gewusst hätte, wie er aussah. Alles an ihm schrie nach einer Dusche. Wenn er den Kopf schüttelte, würde vermutlich immer noch Wüstensand aus seinen Haaren rieseln. Er brauchte einen Haarschnitt. Und zwar einen, dem man nicht ansah, dass er vor einem Handspiegel mit einem Taschenmesser entstanden war. Er trat über die Schwelle und ließ seine Reisetasche auf den schweren, tiefblauen Seidenteppich fallen, zog die Schlüsselkarte diesmal durch den Scanner im Inneren der Kabine – Nazeems Paranoia ließ grüßen – und tippte den Zugangscode zum obersten Stockwerk ein. Mit seiner Ausrüstung war er deutlich vorsichtiger.

Auch weil der Streifschuss allmählich unangenehm zu spannen begann. Der Riss in den Jeans, direkt unter dem linken Knie, war ihm noch gar nicht aufgefallen. Die Türen setzten sich wieder in Bewegung, glitten aufeinander zu.

»Shane! Warte!« Die Stimme kannte er nur zu gut. Luther Kensing war der Security-Chef des *Alhambra* und der Einzige des Sicherheitsteams, der über seinem maßgeschneiderten Anzug keinen Burnus trug. Und im Moment hielt er mit langen, schnellen Schritten auf den Aufzug zu. »Warte! Ich muss mit dir reden!«

Er hätte nur die Hand ausstrecken und die Lichtschranke unterbrechen müssen. Stattdessen schüttelte er den Kopf. Dusche und Bett. Sonst nichts. »Nicht jetzt, Luther! Morgen! Ich komm' runter ...«

»Shane ...« Die Türen schlossen sich endgültig. Etwas schlug dumpf von außen dagegen. Vermutlich würde er sich demnächst so einiges anhören müssen. Von Gena *und* von Luther.

Im dreiundvierzigsten Stock erwartete ihn gedämpftes Licht. Und mindestens ebenso viel Luxus wie unten. Wenn er hier auch etwas weniger ... deutlich zur Schau gestellt wurde. ›Tausend und eine Nacht‹ war nur noch eine dezente Andeutung zwischen ›modern‹ und ›amerikanisch‹.

Shane schlang sich den Riemen seiner Fototasche über die Schulter, hob seine übrigen Sachen wieder vom Boden auf und unterdrückte ein Gähnen, während er den Aufzug verließ – und direkt wieder stehen blieb.

CRIME SCENE DO NOT CROSS

prangte auf dem gelben Absperrband, das sich vor der Tür der größeren der beiden Suiten kreuzte. *Was zum ...?*

»Deshalb wollte ich mit dir reden!«

Luthers Stimme ließ ihn zusammenzucken. Hatte er tatsächlich so lange auf dieses Band gestarrt? Mit ein paar Sekunden Verspätung wandte er sich zu ihm um. Die Aufzugtüren schlossen sich gerade wieder. In diesem Licht glänzte Luthers kahler Schädel wie poliertes Ebenholz. Shane war selbst nicht

unbedingt besonders klein, aber zu Luther musste auch er ein paar Zentimeter aufsehen. Und trotzdem hätte niemand bei diesen scheinbar sanften braunen Augen und dem liebenswürdigen Lächeln vermutet, wie knallhart Luther sein konnte.

»Was ist passiert?« Er nickte zur Tür der Suite hin.

»Laut Las Vegas PD soll dein Bruder vor drei Tagen hier oben mit ein paar Mädchen von der Straße eine Drogenorgie gefeiert und dabei irgendwann zwei davon ermordet haben.« Luther klang, als presste er die Worte zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Bitte was?« Das war so absurd, dass es schon wieder lächerlich war. »Nazeem hasst Drogen. Er raucht ja noch nicht mal. Hat er nicht erst vor ein paar Wochen diesen Teenie-Star und seinen Agenten rausgeschmissen, weil dessen ›Cousine‹ gekifft hat? Und ... ›Mädchen von der Straße? Du meinst Prostituierte?« Er schnaubte. »Mein großer Bruder hat einen ganzen Harem von Frauen, bei denen er nur anrufen muss, und sie lassen mit Freuden alles stehen und liegen. Zwei Drittel davon wohnen in Vegas. Und mindestens die Hälfte *davon* hat absolut kein Problem damit, eine Orgie zu feiern, solange er nur dabei ist. Und wenn ihm das nicht reicht, kann er die anderen einfliegen lassen.« Entschieden schüttelte er den Kopf. Und vor allem ... »Nazeem holt sich keine ›Mädchen von der Straße‹ hier herauf.« Er holte sich niemanden außerhalb der Familie oder seinen engsten Freunde hier herauf. Schon gar keine seiner Frauen. In eine der Suiten des *Alhambra* vielleicht. Aber nicht *hierher*. Niemals! »Das ist ausgemachter Blödsinn.«

»Das habe ich dem Detective von der Mordkommission auch gesagt.«

Da war etwas an Luthers Ton ... und nicht nur an seinem Ton. »Und was hat *Nazeem* gesagt?«

Für eine Sekunde presste Luther die Lippen zu einem harten Strich zusammen. »Offiziell? Nichts. Er hat die Aussage verweigert. – Aber ich konnte einen Moment allein mit ihm reden.« Manchmal hatten Beziehungen zur Polizei von Las Vegas ihre Vorteile. Ebenso wie zum FBI, zur CIA und NSA.

Luther hatte sie. Zu allen. – Nazeem wusste, wen er einstellte.

»Und?«

»Er sagt, er kann sich an nichts erinnern, was in dieser Nacht passiert ist. Blackout.«

»So besoffen kann er gar nicht gewesen sein.« Sah man mal davon ab, dass sein Bruder normalerweise auch gar keinen Alkohol anrührte. »Warst du seitdem noch mal da drin? Irgendwelche Beweise gegen Nazeem?«

»Meinst du, außer dem Blut an einem Handtuch und den Spuren von Koks auf dem Tisch?« Luther hielt ihn am Arm zurück, als er einen Schritt auf die Tür der Suite zumachen wollte. »Das ist ein Tatort.« Dann nickte er. »Ich hatte noch was gut bei einem alten Freund, der beim CSI arbeitet.« Der Zug um seinen Mund wurde hart. Er ließ ihn wieder los. »Es kommt noch schlimmer: Er ist vor ungefähr achtundvierzig Stunden aus der Zelle verschwunden. Ohne eine Spur zu hinterlassen.«

Unwillkürlich machte Shane einen Schritt zurück. Auch wenn das für Nazeem absolut kein Problem darstellte: Er würde es niemals wirklich *tun*. »Scheiße.«

»Das kannst du laut sagen.«

Und dabei hatte Luther keine Ahnung, wen Nazeem sich mit einer solchen Aktion zusätzlich zu den Cops auf den Hals hetzte, wenn sie bekannt wurde. »Hast du irgendetwas von ihm gehört? Ist er hier aufgetaucht?«

»Nein. Wie gesagt: Er ist spurlos verschwunden.«

»Und natürlich zur Fahndung ausgeschrieben.«

»Ja.« Luther strich sich mit der Hand über den Schädel. Das, und dass er für einen Augenblick zur Seite sah, pflanzte ein Ziehen in Shanes Magen.

»Was noch?«

Luther räusperte sich. »Dein Vater hatte einen Schlaganfall.«

Shane sog scharf die Luft ein. »Was ist mit meiner Mutter?«

Für den Bruchteil einer Sekunde erschien eine tiefe Falte auf Luthers Stirn. Nur um sofort wieder zu verschwinden. Vielleicht hatte er eine andere

Reaktion auf diese Nachricht erwartet. Sehr wahrscheinlich sogar. Oder zumindest erhofft. Allerdings wusste er auch, wie Shane zu seinem Erzeuger stand. Und er war klug genug, sich jeglichen Kommentar zu ihrem Verhältnis zu verbeißen.

»Sie klang ziemlich aufgelöst, als ich heute Morgen mit ihr telefoniert habe.« Natürlich. Obwohl sie inzwischen seit acht Jahren mit ihm verheiratet war, liebte sie ihren Mann noch immer, wie sie es zu Anfang getan haben musste, als sie sich in ihn *verliebt* hatte. – Dabei hatte er sie nach seiner Geburt einfach sitzen lassen und war erst wieder um Shanes vierzehnten Geburtstag herum aus der Versenkung aufgetaucht. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er auch danach bleiben können, wo der Pfeffer wuchs. Sie waren davor sehr gut ohne ihn klargekommen. Sie hätten keine Villa in den Hills gebraucht. Das Apartment in Arlington Heights hätte es weiter getan. Schließlich hatte seine Mutter nicht schlecht mit ihren Bildern verdient. Und er hatte sich sein Taschengeld durch einen Job im Supermarkt aufgebessert. Alles lief bestens. Stattdessen war sein Erzeuger einfach aufgetaucht, hatte sich in seinem Leben breitgemacht und sich als Über-Vater aufgeführt. ›*Tu dies nicht, Sohn. Tu das nicht. Das ist zu gefährlich für dich, Sohn ...*‹ Er hatte es sogar geschafft, dass Coach Lennox ihn nur eine Woche nach seinem Einzug aus der Eishockeymannschaft geworfen hatte. Nur aus einem Grund: ›*Deinem Vater ist das Verletzungsrisiko beim Eishockey zu groß.*‹ Selbst das Klettern hatte er ihm verboten. Kurz darauf waren sie in diese Villa in den Hills umgezogen. Damit hatte der Krieg zwischen ihnen erst richtig begonnen. Irgendwann war er ein regelrechter Künstler im Knacken von Haustürschlössern und Lahmlegen von Alarmanlagen geworden, nur um kommen und gehen zu können, wie er wollte und ohne seinem Erzeuger jedes Mal Rechenschaft ablegen zu müssen. Was in der Regel zu einem Streit zwischen ihnen führte. Das Ganze hatte schließlich in miesen Schulnoten und noch mieserer Gesellschaft inklusive diverser Besuche auf Polizeirevieren wegen Schlägereien und Alkoholeskapaden gegipfelt. Alles nur, um seinem Erzeuger zu zeigen, was er von seiner

Bevormundung hielt – gar nichts. Letztlich hatte er es mit seinen Noten – und dank Nazeem – gerade so aufs College geschafft. Nur um im letzten Jahr kurz vor dem Abschluss einfach abzubrechen. Und endlich genau das zu tun, was er schon immer hatte tun wollen: Fotografieren. Sie waren wieder aneinandergerasselt, als Shane entschieden hatte, dass Modedefotografie nichts für ihn war. Auch wenn man ihn binnen kürzester Zeit als *den* neuen Shootingstar der Branche gehandelt hatte. Und auch wenn er damit verdammt gut verdiente. Es war nicht dass, was er machen wollte. *Wirklich* machen wollte. Nicht diese Schöne-heile-Welt-Fotos. Sondern die, die das andere Gesicht dieser Welt und der Menschen zeigten: Krieg. Elend. Leid. Fotos, die denen, die davon betroffen waren, eine Stimme gaben, wenn man ihre Worte schon nicht hören wollte. Solche Bilder machte man normalerweise aber nun mal nicht in den Vorzeigeecken von Los Angeles, New York, Paris oder Berlin. Sie hatten sich im Wohnzimmer der Villa in den Hills gestritten, sich angebrüllt. Das ›*Das erlaube ich nicht. Du bist mein Sohn. Du tust, was ich sage.*‹ seines Erzeugers hatte das Fass endgültig zum überlaufen gebracht. Er war gegangen und schon zwei Tage später nach Somalia geflogen. Drei Jahre war das jetzt her. Seitdem hatten sie kein Wort mehr miteinander gewechselt. Geschweige denn, sich gesehen. Noch nicht einmal zu Weihnachten oder Thanksgiving war er nach Hause gekommen. Ein Telefonanruf bei seiner Mutter, eine Postkarte, E-Mails. Wenn er ausnahmsweise mal in L. A. war, traf er sich mit ihr zum Essen. Nur mit ihr. Der einzige aus seiner Familie, mit dem er neben seiner Mutter Kontakt hatte, war Nazeem. Nazeem, das schwarze Schaf unter seinen sechs Halbbrüdern. Der *nur* dreihundert Jahre älter war und ihm damit am nächsten. Dessen Wagen er bei ihrer ersten Begegnung geklaut – und sauber gegen einen Baum gesetzt hatte. Nazeem, der ihm zum Dank ein hübsches Veilchen verpasst und ihn gnadenlos die Rechnung für die Reparatur hatte abstottern lassen. Die Reparatur eines fast nagelneuen *Jaguars*. Der irgendwann nach einer weiteren Nacht in einer Zelle, auf dem Polizeirevier aufgetaucht war, seine Kautions bezahlt und ihm anschließend auf

der Fahrt nach Hause klargemacht hatte, dass ihr gemeinsamer Erzeuger es nicht wert war, sich seinetwegen die eigene Zukunft zu versauen. Und dass er über all seiner Wut und dem Mist, den er deshalb baute, jemanden vergessen hatte: Mom. Die es am allerwenigsten verdiente, dass er ihr wehtat. Nazeem war es auch gewesen, der ein paar Kontakte hatte spielen lassen, damit Shane noch im gleichen Jahr aufs College gehen konnte, obwohl die Anmeldefristen schon seit Wochen vorbei waren. Der ihm nach der Eröffnung des *Alhambra* beiläufig mitgeteilt hatte, dass die zweite der Penthouse-Suiten für ihn war – nur für den Fall, dass er mal zwischendurch genug von seinem Wohnwagen draußen im Trailerpark am Rand von Las Vegas hatte und ihm der Sinn nach ein bisschen ›Luxus‹ stand. – Und der sich außer einem Grinsen jeden Kommentar verkniffen hatte, als er zwischen seinen Aufträgen immer öfter im *Alhambra* auftauchte.

Luther räusperte sich. »Dein Dad muss letzte Nacht einfach zusammengebrochen sein. Seitdem ist er offenbar nicht mehr zu sich gekommen.«

Shane schloss die Finger fester um den Riemen seiner Fototasche. Sein Erzeuger *konnte* keinen Schlaganfall bekommen. Das war nicht möglich. Was auch immer genau passiert war ... »Sind sie hier in Vegas?«

»Nein. Er liegt im Cedars Sinai in Los Angeles.« Also waren sie zu Hause gewesen. »Sie weiß nichts von der Sache mit Nazeem.«

»Gut.« Mom würde sich genug Sorgen um ihren Mann machen. Das brauchte sie sich nicht auch noch wegen einem ihrer Stiefsöhne. Wahrscheinlich war sie keine Sekunde von dessen Seite gewichen. Allerdings hatte er nicht vor, sie länger allein zu lassen als unbedingt nötig. Notfalls würde er sich sogar an das Bett seines Erzeugers setzen, wenn ihr das eine Ruhepause verschaffen würde. »Kannst du dafür sorgen, dass mir jemand einen Platz auf dem nächsten Flug nach L. A. bucht? Egal wann. Nur so schnell wie möglich.« Er schaute an sich hinab. *So* konnte er seiner Mutter auf keinen Fall unter die Augen treten. Selbst wenn es in der Wüste schneien würde. Sie würde sich nur

noch mehr Sorgen machen. »Ich gehe duschen und dann ...«

Luther warf einen raschen Blick auf seine Armbanduhr. »Du hast zehn Minuten.«

Irritiert sah Shane ihn an. Luther verzog ungeduldig den Mund.

»Wir haben einen Gast, der sich von Travis mit dem Helikopter zum Essen nach L. A. fliegen lassen will. Ich habe ihn angewiesen, sich mit den Startvorbereitungen Zeit zu lassen, als Tim sagte, du wärst hier.« Er drückte den Rufknopf des Aufzugs. »Allerdings denke ich, viel länger können wir ihn nicht mehr hinhalten.« Mit einer knappen Bewegung nickte er zu der zweiten Suite, während die silbrigen Türen auseinanderglitten. »Wenn der Gast etwas wegen der Verzögerung sagt, bist du der Ersatz für den überraschend krank gewordenen Copiloten. Travis weiß Bescheid.«

»Danke. Ich bee- ...« Das Brummen seines Handys unterbrach ihn. Mehr aus Reflex zuckte seine Hand zur Hosentasche. Er zerrte es hervor. Keine Nummer auf dem Display, nur ein ›*Unbekannter Anrufer*‹. Ein kurzer, schneller Blick zu Luther. »Entschuldige ...«

Die Augen unwillig schmal, formte der ein nahezu lautloses »Mach hin!« mit den Lippen, bevor er den Aufzug betrat und die Hand nach dem Down-Knopf ausstreckte. Shane nickte, dann hatten sich die Türen schon wieder geschlossen.

Erneut ein Brummen.

»Shane Hayden.« Er zog den Riemen seiner Fototasche höher auf die Schulter und wandte sich den Korridor hinunter, der zweiten Suite zu.

»Ich nehme an, inzwischen weißt du von dem Übel, das deinem ach so hoch geschätzten Vater widerfahren ist, mein kleiner Prinz«, raunte eine Männerstimme.

Abrupt blieb er wieder stehen. »Wer ist da?« Er war keine zwei Meter weit gekommen.

»Es liegt ganz bei dir, ob er sich davon wieder erholen wird, mein kleiner Prinz.« Die Stimme sprach einfach weiter.

»Wer zum Teufel ist da?«

»Auch ein Fürst der Djinn kann sterben. Schwerlich zwar, aber dennoch ist es im Bereich des Möglichen ...«

»Wer sind ...?«

Die Worte klangen beinah schmeichelnd. »Du kannst es verhindern, mein Prinz.«

Für eine Sekunde schloss Shane die Hand fester um sein Handy. »Was soll das werden? Eine Erpressung? Dann hören Sie mal gut zu, wer auch immer Sie sind: Sie haben Ihre Hausaufgaben nicht gemacht. Das funktioniert nicht. Nicht bei mir. Halten Sie sich an Roshan oder Rayam oder Fahim oder einen anderen meiner Brüder. Ich bin der Falsche ...«

»Willst du deiner wunderschönen, sterblichen Mutter tatsächlich dieses Leid zufügen, mein kleiner Prinz? Ihren geliebten Gemahl zu verlieren? In der Blüte ihres gemeinsamen Lebens? Nachdem er all seine Macht für sie aufgegeben hat, damit sie zusammen sein können? Was wird sie sagen, wenn sie erfährt, dass du ihr dieses Leid hättest ersparen können? Es aber nicht getan hast.«

Shane stieß ein Zischen aus.

Ein leises Lachen.

»Meine Halbbrüder ...«

»... sind im Augenblick indisponiert ...«

»Indispo- ...?«

»Du und kein anderer, mein Prinz.« Die Stimme hatte das Schmeicheln verloren, war schärfer geworden. »Es gibt da eine junge Dame, Jessica DeLaney. In ihrem Besitz befindet sich ein Amulett, das ›Herz des Simurgh‹. Ein Rubin, ungefähr halb so groß wie ein Daumen. Ein goldener Simurgh bildet seine Fassung. Der Pfauenschweif und die Löwenklauen halten ihn nach unten und den Seiten und die Spitzen der Schwinge sind die Öse. Du wirst das Mädchen finden und das ›Herz‹ in deinen Besitz bringen, mein Prinz. Dafür hast du 48 Stunden. Dann sprechen wir uns wieder.« Ein leiser, spöttischer Laut. »Ach ja: Zu niemandem ein Wort, selbstverständlich.« Im

nächsten Moment war die Verbindung unterbrochen.

Für eine Sekunde starrte Shane sein Handy an, kämpfte mit dem Reflex, es gegen die Wand zu werfen. Dann biss er die Zähne noch fester zusammen, rief Luthers Nummer in seinen Kontakten auf und wählte sie. Es klingelte zweimal.

»Kensing.«

»Shane hier. Sag Travis, er soll nicht länger auf mich warten. Ich fliege nicht mit nach L. A. Mir ... ist was dazwischengekommen.«

Schweigen.

»Luth- ...?«

»Dazwischengekommen? Soll das ein Witz sein?« Scharf. Hart. – Und ungläubig.

»Sag's ihm einfach.«

»Das ist nicht dein Ernst?« Nicht mehr ungläubig – ärgerlich.

»Doch.« Die Kanten des Handys bissen in seine Finger und seine Handfläche.

»Shane, zum Teufel, was ...« Er drückte Luther einfach weg, presste die Lippen zu einem harten Strich zusammen. *Danke auch, Dad. Nicht nur, dass mich irgendein Irrer deinetwegen erpresst, deinetwegen hält einer meiner Freunde mich jetzt auch noch für ein Riesenarschloch. Herzlichen Dank.*



»Ich Tarzan, du Jane«, oder was?« Ich hätte nicht auf Amber und Lori hören sollen. »Komm schon, Jesse, der Junge ist doch Zucker.« – »Er schaut schon wieder zu dir her. Jetzt geh endlich zu ihm rüber.« – »Kannst ja die Kanne mitnehmen und ihn fragen, ob er einen Kaffee will, wenn du unbedingt einen Vorwand brauchst ...« – »Wann war noch mal dein letztes Date?« Ich verbiss es mir, sie daran zu erinnern, dass dieses besagte ›Date‹ ein einziges *Desaster* gewesen war. Und, dass es viel zu lange zurücklag. – Ja, o.k. der Typ war ... süß. Ach was, ›süß‹. ›Heiß‹ traf es eindeutig besser. Er hatte sich in die Nische ganz links hinten gesetzt, den Blick einmal kurz durchs Innere von *Big D's Diner* wandern lassen und mich dann direkt angesehen. Was mir Feuer in die Wangen getrieben hatte. Und den Magen. Seine Augen wirkten genauso schwarz wie seine Haare. Kurz geschnitten. Fast schon *zu* kurz für meinen Geschmack. Etwas, das Paul immer grinsend als ›Fünf-Finger-Frisur‹ bezeichnet hatte: Fünf Finger genügten als Kamm. Nicht dass mein Stiefvater, Ex-Marine, der er gewesen war, jemals über halbe Streichholzlänge gekommen wäre. Selbst nachdem er aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war und seine eigene Sicherheitsfirma gegründet hatte.

Meine beiden reizenden Kolleginnen hatten lange genug gestichelt, bis ich mir tatsächlich die Kaffeekanne geschnappt hatte und zu dem Typen

hinübergegangen war. Über meinem Kopf kämpfte der Deckenventilator mit der klebrig heißen Luft.

Aus der Nähe wirkte er noch exotischer als auf die Distanz. Hohe Wangenknochen, sanft geschwungene Lippen, die dennoch irgendwie etwas seltsam Hartes hatten. Die Andeutung eines Grübchens am Kinn, bei dem ich mich unwillkürlich fragte, ob es verschwinden oder sich vertiefen würde, wenn er lächelte. Dazu Haut, die wie mit einer Mischung aus Bronze und dunklem Gold überstäubt zu sein schien ... Verdammt noch mal, der Typ sah einfach zum Niederknien gut aus. – Also einer von der Sorte, von der ein Mädchen besser die Finger ließ, wenn es nicht mit gebrochenem Herzen enden wollte. Besonders ein Mädchen wie ich. Eines, das drei Jobs hatte und trotzdem nicht wusste, wie es die Miete und die ganzen Rechnungen – vor allem Dannys Arzt- und Krankenhausrechnungen – bezahlen sollte. Er war High-Class. Und ich ... gerade auf dem Weg nach unten.

Mit jedem Schritt, dem ich mich ihm an den anderen Tischen vorbei weiter genähert hatte, war mir mehr bewusst geworden, dass ich vollkommen verschwitzt war und mir der Stoff der Bluse auf dem Rücken klebte. Die ganze Schicht hatte ich die Hitze schon verflucht. Auch die Klimaanlage kam nicht mehr dagegen an. Noch nicht einmal zusammen mit dem großen Deckenventilator und den drei anderen, die Big D besorgt hatte. Im Fernseher auf dem Bord über der Kaffeemaschine lief gerade wieder auf CNN ein Bericht über die Waldbrände in Kalifornien. Mit jedem Mal klang der Reporter mehr, als stünde die gesamte Küste in Flammen. Offenbar dachte man inzwischen sogar darüber nach, Teile von L. A. zu evakuieren ... Dabei schien die Hitze – und die Dürre – überall zu sein. Auch drüben in Europa. Nach dem, was ich aufgeschnappt hatte, brannten vor allem in Spanien und Frankreich Wälder.

Seine Augen waren nicht zu hundert Prozent Schwarz. Wenn man genau hinsah, erkannte man, dass sie eigentlich braun waren. Aber so dunkel, dass sie auf den ersten Blick tatsächlich schwarz wirkten. Und in ihren Tiefen ... loderte Feuer.

Ich war nicht über ein »Hi. Was darf's denn sein?« hinausgekommen. Er hatte mich schneller am Handgelenk gepackt, als ich blinzeln konnte.

»Du bist Jessica DeLaney?«

Ich hätte nicht sagen können, was mich mehr erschreckt hatte: die Schärfe in seiner Stimme oder dass er meinen Namen kannte. Kam er von Tante Gwen? Bitte nicht! »Ich wüsste nicht, was dich das ...« Ich wand meine Hand in seinem Griff.

»Du hast das ›Herz des Simurgh‹. Gib es mir!«

›Herz des Simurgh‹? Was sollte das sein? Warum musste eigentlich immer ausgerechnet ich an die Durchgeknallten geraten? Hieß das, er hatte doch nichts mit ihr zu tun? »Ich habe keine Ahnung ...«

»Blödsinn.« Mit einem Ruck zog er meinen Arm noch weiter zu sich heran. Unter seinem Kragen blitzte eine schmale Goldkette auf. Er hatte eine dünne Narbe am Kiefer. Kurz und unter seiner Bräune kaum zu sehen. »Wo ist es?«

Ich stieß ein Zischen aus, versuchte mich erneut loszumachen. »›Ich Tarzan, du Jane‹, oder was?« Wahrscheinlich sah man sie sowieso nur, wenn man ihm so nah kam wie ich gerade.

Seine Augen wurden gefährlich schmal. »Ich will nur, dass ...«

»Du willst mich loslassen! Sonst gar nichts!« Ich zerrte abermals an seinem Griff. Ohne Erfolg. Natürlich. Scheißkerl.

»Jetzt hör mal ...«

»Nein. Du ›hörst mal‹. Du hast die Wahl: Du lässt mich los und verpisst dich, und zwar pronto, oder ich schrei' den ganzen Laden zusammen.« Mit Typen wie ihm höflich zu bleiben, brachte rein gar nichts. Wenn sie nicht bekamen, was sie wollten, machten sie Ärger. Das hatte ich schon oft genug miterlebt. Duke und Robert sahen schon her. Die beiden waren mindestens das Doppelte von ihm. Und sie würden nicht besonders zimperlich sein. Ebenso wenig wie Big D, wenn er hiervon in seiner Küche Wind bekam.

Unvermittelt zog er mich noch näher zu sich. »Du wirst mir ...«

Ich kippte ihm den heißen Kaffee über. Die ganze Kanne. Der Schrei, mit

dem er aufsprang, klang nicht wirklich schmerzerfüllt. Eher überrascht und angewidert. Und wütend. Trotzdem lockerte sich sein Griff. Ganz kurz zwar nur, aber doch lange genug, dass ich mich losreißen konnte. Hastig wich ich ein Stück zurück, raus aus seiner Reichweite und noch einen Schritt weiter, wies heftig zur Tür. »Hau ab, du Irrer! Und lass dich hier nie wieder blicken!«

»Ich werde nicht ...«

Hinter mir scharrten Stühle. Gleich darauf legte sich Dukes Pranke auf meine Schulter und schob mich noch mehr zurück, halb hinter ihn. »Du hast die Lady gehört, Freundchen.«

»Du weißt, wo die Tür ist.« Robert. Die harte Bewegung, mit der er hinter sich und zur Tür nickte, galt dem Typen.

Auch Garry zwei Tische weiter war aufgestanden.

»Alles klar, Jesse?« Amber langte über den Tresen hinweg nach mir, reichte aber nicht weit genug.

Ich nickte abgehackt.

»Was zum Teufel geht hier vor?« Big Ds Bass kam vom Durchgang zur Küche. *Na toll*. Mit einem seiner Fleischermesser in der massigen Faust wirkte er äußerst ... beeindruckend.

»Der da«, Duke deutete auf den Typen, »wollte gerade gehen.«

Einen Moment sah ›der‹ von einem zum anderen. Seine Fäuste waren an den Seiten geballt. Dann presste er plötzlich die Lippen zu einem harten Strich zusammen, bedachte mich mit einem Blick, der sehr deutlich sagte: ›Wir sprechen uns noch‹, und marschierte an Duke und Robert vorbei zur Tür. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er sie vermutlich hinter sich so zugeworfen, dass das Glas geklirrt hätte. Mindestens.

Erst als er draußen und auch an den Fenstern vorbei war, wurde mir klar, dass ich die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. Vorsichtig stieß ich sie wieder aus. Was für ein Irrer. Meine Hand stahl sich zum Ausschnitt meiner Bluse ... Auf halbem Weg erinnerte ich mich wieder, dass es da nichts mehr gab, woran ich mich festhalten konnte. Die Ventilatoren schnitten viel zu laut durch die

klebrige Luft.

»Bist du in Ordnung?« Amber war um den Tresen herumgekommen und legte mir den Arm um die Schultern.

Ich rang mir ein Lächeln ab. »Ja. Ein bisschen zittrig vielleicht, aber sonst alles klar.« Big D hatte zweifelnd eine Braue gehoben. »Mir geht's gut, wirklich.«

Er grunzte, sah dann Duke, Robert und Garry an, nickte ihnen ein »Den Rest der Woche gehen die Burger aufs Haus, Jungs« zu und verschwand schon wieder in seiner Küche, bevor auch nur einer der drei etwas sagen konnte.

Später würde ich mir für den Weg nach Hause das Pfefferspray borgen, das unter der Kasse lag. Und ich würde *nicht* die Abkürzung durch die kleine Gasse nehmen.



Sie hatte es. Sie musste es haben. Alles andere war schlicht unmöglich. Nein. Nicht ›unmöglich‹. Es durfte einfach nicht sein. Denn wenn sie es nicht hatte und die Informationen seines ... – *nenn das Kind beim Namen, Mann* – seines Erpressers falsch waren ... Nein. Sie musste es haben. Punkt. Shane presste die Handflächen gegen das Lenkrad, spreizte die Finger. Auf der anderen Straßenseite bewegte sie sich hinter der Scheibe, verschwand neben dem Tresen, dann ganz aus seinem Blickfeld, kam wieder nach vorne. Ihre Schicht musste nicht mehr lang gehen. Von hier aus konnte er sowohl den vorderen Eingang als auch das Ende der kleinen Sackgasse sehen, auf die der Hinterausgang führte. Wenn sie den Diner verließ, würde er sie nicht verpassen. Die Hand, mit der er sie da drinnen gepackt hatte, brannte immer noch. Ein Kribbeln, das einfach nicht nachlassen wollte. Eben schenkte sie einem neuen Gast Kaffee ein. Ihr Haar fiel ihr über die Schulter nach vorne, legte die Seite ihres Halses frei ... Verdammt. Er wollte dieses Amulett von ihr. Mehr nicht! Er löste den Blick gerade lange genug von Jessica DeLaney, um nach seinem Handy auf dem Beifahrersitz zu greifen und sich durch die Kontakte bis zu Rayams Geschäftsnummer in Washington durchzuscrollen, sah dann wieder zu ihr hinüber. Sie lachte mit einem der Männer an der

Theke. Schon auf der Fahrt hierher hatte er versucht, Kadir und Fahim in Miami und Atlanta zu erreichen. Sowohl unter ihren Privatnummern als auch den geschäftlichen Durchwahln: Fehlanzeige. Fahims Assistentin hatte ihren Chef nach einem Geschäftsessen vor zwei Tagen zum letzten Mal telefonisch gesprochen. Seitdem war er nicht mehr im Büro aufgetaucht und auch nicht mehr erreichbar gewesen. Kadirs Sekretärin hatte ihn am Dienstag zuletzt spätabends gesehen, als sie das Büro verlassen hatte. Die Papiere, die er ihr hatte fertig machen wollen, hatten am Mittwochmorgen nur halb durchgearbeitet auf seinem Schreibtisch gelegen. Mit Dhamar in Chicago sah es auch nicht anders aus: Er hatte am Mittwoch einen Brunch mit einem Mandanten verpasst, bei dem es um einen Milliarden-Prozess hatte gehen sollen. – Alle drei schienen wie vom Erdboden verschluckt zu sein. Drüben reichte Jessica DeLaney ihrer Kollegin die leere Kaffeekanne über den Tresen.

»R.A. International, Washington. Büro von Mr Ardeshir, Alice Snyder am Apparat. Was kann ich für Sie tun?«, meldete sich eine höflich-weibliche Stimme. Seit wann hatte Rayam eine neue Sekretärin? Und seit wann stellte er diese Nummer auf sein Vorzimmer um?

»Shane Hayden hier. Ich hätte gerne meinen Bruder gesprochen.«

Eine Sekunde herrschte Schweigen am anderen Ende. Dann: »Ich fürchte, Sie haben sich verwählt. Sie sind im Vorzimmer von Mr Ardeshir, Mr Hayden.« Das kam davon, wenn man gewöhnlich keinen besonders engen Kontakt zu der väterlichen Seite der Familie pflegte. Die Höflichkeit hatte ganz leicht nachgelassen. Zugunsten von kühler Professionalität. Da war jemand entweder sehr neu oder sehr gut darin, unerwünschte Anrufer abzuwimmeln. Wo war Hellen, Rayams eigentliche Sekretärin? Sie hätte etwas mit seinem Namen anfangen können. Er atmete einmal langsam durch.

»Rayam ...« Wenn sie nicht wusste, dass Rayams Bruder mit Nachnamen Hayden hieß, wie wahrscheinlich war es, dass sie den Vornamen ihres Chefs kannte? »Mr Ardeshir ist ...« Ein kurzes Knacken.

»Shane?«

»Hellen?«

»Ja.«

Halleluja! Also war die Neue neu genug, dass Hellen noch ein Auge auf sie hatte.

»Ich würde gerne meinen Bruder sprechen.« Im Diner hatte Jessica DeLaney sich vor einen der Ventilatoren gestellt und ließ sich den Wind ins Gesicht blasen. Ihre Haare wirbelten um sie herum. Hatte sie vorhin nicht noch einen Pferdeschwanz getragen?

»Das würde ich auch gerne.« Nur Hellen Martinez konnte sich eine solche Aussage erlauben. Immerhin war sie schon seit Jahren die uneingeschränkte Herrscherin über Rayams Vorzimmer. Vermutlich kannte sie seinen Terminkalender besser als er selbst.

»Was ist passiert?« Musste er diese Frage tatsächlich noch stellen? Fahim. Kadir. Dhamar. – Rayam. Nazeem, der aus einer Gefängniszelle verschwunden war ...

»Er ist am Dienstagmorgen nicht zu einem wichtigen Meeting erschienen. Er hat nicht abgesagt oder sich sonst wie gemeldet. Ich habe es auf jeder seiner Nummern versucht, die ich kenne. Ich bin bei ihm zu Hause gewesen ...« Ihre Stimme schwankte zwischen Ärger und Unglauben. »Verschwunden. Ohne auch nur die Spur einer Nachricht. Ich habe sogar mit der Polizei und den Krankenhäusern in der Umgebung telefoniert.« Es klang, als würde sie den Kopf schütteln. »Das ist nicht seine Art. Einfach so zu verschwinden. Zumindest nicht für mehr als einen, maximal zwei Tage. Nicht, ohne mich zu informieren.« Natürlich. Distanzen waren für einen Djinnfürsten wie Rayam – auch wenn er nicht der eigentliche Fürst des Hauses war – ohne Bedeutung. Sie kamen und gingen, wie es ihnen gefiel. Außerdem war Rayam als ›Zweitgeborener‹ Roshans Stellvertreter gegenüber den anderen Djinnfürsten, wenn es um Belange des Hauses Ardeshir ging. Vermutlich war es also ganz normal, dass er vollkommen überraschend zu einem ›Meeting‹ musste, das nicht in Hellen's Kalender stand. Mit Sicherheit hatte sie schon gegen seine

Anweisungen gehandelt, als sie sich an die Polizei gewandt hatte. Eine Vermisstenmeldung wäre im besten Fall ... ärgerlich. Und Krankenhäuser ... Zeitverschwendung. Djinn waren nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen zu töten. Und selbst dann nur schwer. Gewöhnlich war die Wahrscheinlichkeit deutlich höher, dass sie den ins Jenseits schickten, der sich mit ihnen anlegte. Sie schien das Telefon von einer Seite auf die andere zu wechseln. »Als Alice eben Ihren Namen nannte, hatte ich gehofft, Sie würden vielleicht mehr wissen und in Verbindung mit ihm stehen ...«

Jessica DeLaney winkte ihrer Kollegin zu, die einen Gast bei der Tür bediente, ging hinter den Tresen und verschwand aus seinem Blickfeld. Shane sah schnell auf die Uhr. Offenbar Feierabend.

»Nein. Ich bin selbst auf der Suche nach ihm.« Er zögerte. Sprach es dann doch aus. »Können Sie ihm sagen, er soll mich anrufen, wenn er auftaucht – Ich bin wieder in den Staaten.«

»Natürlich. Tut mir leid, Shane, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen konnte. Bye.«

Sie legte auf. Einen Moment drehte er das Handy gedankenverloren in den Händen, sah zum Ausgang der Sackgasse hinter dem Diner hinüber. Was zum Teufel ging hier vor?

Fahim.

Kadir

Dhamar.

Nazeem.

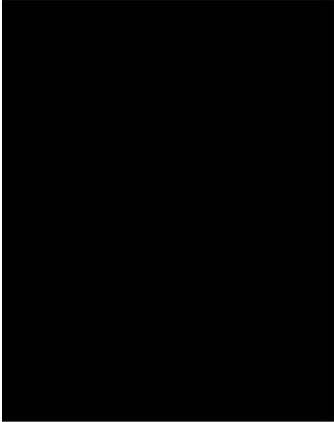
Jetzt Rayam ...

Er biss die Zähne zusammen, nahm den Blick genau solange vom Ausgang der Sackgasse, um Roshans Nummer in L. A. aufzurufen und auf Lautsprecher zu gehen. Ausgerechnet mit dem ältesten seiner Halbbrüder mochte er sich eigentlich absolut nicht auseinandersetzen. Der Wählton erklang. Dann das Geräusch des Klingelns. Einmal. Zweimal. Wie groß waren seine Chancen, dass Roshan nicht auch verschwunden war? Wie passte dieser ›Schlaganfall‹

seines Erzeugers ins Bild? Und sein Erpresser. Dreimal. Viermal. Wieder und wieder – nichts. Er drückte die Verbindung weg, als der Anrufbeantworter sich meldete. Was zum Teufel ging hier vor?

Auf der anderen Seite trat Jessica DeLaney aus dem Eingang der Gasse, sah sich nach allen Seiten um, bevor sie die Straße hinunterging.

Er atmete einmal tief durch und ließ den Wagen an.



Hinter der Tür der Branners weinte die kleine Julie mal wieder herzerweichend nach ihrer Mutter. Vermutlich zog Lee wie jeden Abend mit ihrem neuen Lover von Club zu Club, ohne sich um ihre Tochter zu kümmern. Wie lange es wohl diesmal dauerte, bis die alte Mrs Goodwin in der Wohnung gegenüber die Fürsorge anrief? Ich hatte bereits mehr als einmal schon selbst das Telefon in der Hand gehabt – und es jedes Mal sein lassen. Mit Lee zu reden, hatte herzlich wenig gebracht, aber ich konnte es auch nicht riskieren, auf uns aufmerksam zu machen. Wer wusste schon, auf welche schwachsinnigen Ideen irgendein übereifriger Sozialarbeiter kam, wenn durch Zufall herauskam, dass ich ganz allein für Danny sorgte. Immerhin war ich noch nicht einundzwanzig. Annie Kellers Apartmenttür öffnete sich in genau dem Moment, als ich stehen bleiben wollte, um Julie wenigstens vom Flur aus ein bisschen zu trösten. Wenn man mit der Kleinen sprach und ihr eine Geschichte erzählte oder etwas vorsang, beruhigte sie sich meistens ein wenig und hörte auf zu weinen. Zumindest für eine kurze Zeit.

Annie lächelte und winkte mir zu. »Ich schau nach ihr. – Hast du heute wieder Schicht in der Reinigung?«

Ich erwiderte das Lächeln. »Ja. Und ich bin viel zu spät dran.« Weil ich es wegen diesem Idioten nicht gewagt hatte, meine übliche Abkürzung zu

nehmen und deshalb den Bus verpasst hatte. Ich wandte mich der Treppe zu, während ich zum Ich-wusste-nicht-wie-vielten-Mal den verschwitzen Uniformblusenstoff von meinen Rippen zupfte. Hier im Treppenhaus war die Luft zwischen den Stockwerken zum Schneiden dick, noch stickiger als draußen auf der Straße. Zumindest war der Kerl nicht wieder aufgekreuzt. Schien so, als hätte ich wenigstens einmal Glück.

Mit einem demonstrativen Blick auf die Uhr zog Annie die Nase kraus, während sie sich zugleich vor Lees Tür kauerte. »Dann lass dich mal von Mr Moskowitz nicht feuern. – Hi Julie, Süße. Was ist denn los?«

Julies Weinen verstummte. Ich konnte nicht hören, was sie sagte, weil ich schon halb die Stufen zum nächsten Absatz hinauf war, nur dass ihre Stimme wie immer schüchtern und zaghaft klang. Jemand sollte Lee mal gehörig die Meinung sagen. Vielleicht wäre Julie ja tatsächlich besser in einer Pflegefamilie aufgehoben? Nur konnte leider niemand garantieren, dass die Kleine nicht am Ende vom Regen in die Traufe kam. Und Lee *konnte* eine liebevolle und fürsorgliche Mutter sein – wenn sie zu Hause war und ihr Lover ausnahmsweise mal kein egoistischer Vollidiot.

Ich streifte die drei Typen, die ein Stockwerk höher neben dem kaputten Aufzug herumlungerten, nur mit einem flüchtigen Blick. Alles, was ungefähr mein Alter hatte, gehörte normalerweise zu der Gang, die hier in der Straße das Sagen hatte. Oder hatte zumindest in irgendeiner Form damit zu tun. Gewöhnlich ließen sie mich – abgesehen von dem ein oder anderen dummen Spruch, einem großkotzigen Kommentar oder einem anzüglichen Hinterherpfeifen – allerdings in Ruhe. Wenn ich einen von ihnen alleine im Flur oder auf der Treppe traf, konnten sie teilweise richtig nett sein. Francisco aus 8b hatte mir sogar zusammen mit einem seiner Kumpel die Wasserleitung in der Küche repariert. *Diese* Kerle hatte ich allerdings noch nie hier gesehen. Und keiner von ihnen trug eines der üblichen Tattoos oder Bandanas. Die Uhr am Handgelenk des Linken sprach dafür eine ziemlich eigene Sprache: von sehr erfolgreichen illegalen Geschäften. Wie die Typen mich mit den Augen